

häufigsten mit der Thematik naher sozialer Beziehungen auseinandersetzen würden. Solche Arbeiten sind gemäß Miller (2007) vom Ansinnen begleitet, einzelne Komponenten bzw. Aspekte von Beziehungen als universalistische Definitionsmerkmale für Beziehungen im Allgemeinen geltend zu machen: »The academic psychological literature seems to me dominated by attempts to construct a science of relationships, defining the component parts of a relationship in universalistic terms« (ebd.). Als einer dieser sogenannten ›Bestandteile‹ von Beziehungen wird in Arbeiten aus dem Bereich der Psychologie, folgt man der in kritischer Absicht formulierten Erkenntnis Millers (2007, S. 546), häufig der Begriff der Intimität ins Feld geführt und zum Untersuchungsgegenstand gemacht. Der Begriff der Intimität im Kontext von Paarbeziehungen wird im Folgenden mit Blick auf ebensolche psychologische Studien eingehend betrachtet.⁴

2.2 (Selbstenthüllungs-)Intimität im Fokus

Intimität ist in der Regel *das* Schlagwort, wenn Paarbeziehungen thematisiert werden. Der Begriff findet etwa Verwendung, wenn es darum geht, einen Indikator für die Qualität einer Beziehung anzugeben, oder wenn die Essenz oder das Fundament von Liebesbeziehungen beschrieben wird (vgl. Bawin-Legros, 2004, S. 242). Laurenceau und Kleinman (2006, S. 638ff.) weisen auf eine Unterscheidung von drei konzeptuellen Ebenen hin, die in Untersuchungen zum Thema ›Intimität‹ häufig fokussiert werden: Intimität wird dabei entweder als Qualität 1) von Personen, 2) von Interaktionen oder 3) von Beziehungen gefasst. Auf der ersten Ebene wird Intimität als charakterliche Disposition von Personen bestimmt, die beispielsweise als »motivation, reflecting the needs of the individual« (ebd., S. 638), beschrieben werden kann. Auf der zweiten Ebene wird Intimität als besondere Qualität im interaktionellen Verhalten zwischen Personen bestimmt. Dabei spielen etwa die Wahrung der ›interpersonalen Distanz‹, der Augenkontakt oder gegenseitiges Zulächeln eine Rolle (vgl. ebd., S. 639). Im Vergleich zu den beiden vorangehenden Ebenen wird Intimität auf der dritten Ebene in einem übergeordneten Sinne als qualitätsvolle Eigenschaft von Beziehungen insgesamt verstanden (vgl. ebd., S. 640).

Chambers (2013) merkt diesbezüglich an, dass Intimität traditionell mit dem privaten Bereich assoziiert worden sei und damit in erster Linie »physical contact within a sexual discourse, often characterised by romantic or passionate love«

4 Regan (2011, S. 94) weist den Psychologen Harry T. Reis und seine Kolleg_innen als entscheidende Personen für die Etablierung einer ›Intimacy Theory‹ aus und macht in diesem Zusammenhang unter anderem auf die Arbeiten von Reis und Shaver (1988) sowie Reis, Clark und Holmes (2004) aufmerksam.

(S. 41) gemeint gewesen sei. Gemäß dieser Autorin wird Intimität mittlerweile jedoch nicht mehr nur zur Beschreibung von (Liebes-)Beziehungen verwendet, sondern auch im Zusammenhang mit »wider and more fluid ties of friendship and ›personal communities« (ebd.; vgl. Giddens, 1991, S. 94f.) genannt. Reis und Rusbult (2004, S. 11) konstatieren allerdings, dass die von Chambers (2013) als traditionell beschriebene Begriffsverwendung von Intimität als Synonym für Nähe, Privatheit und Sexualität nach wie vor im alltäglichen Sprachgebrauch verankert sei. Diese Autor_innen stellen aber dennoch ebenfalls heraus, dass die meisten Wissenschaftler_innen, die sich im akademischen Bereich mit (Paar-)Beziehungen beschäftigen, ein enger gefasstes Verständnis des Begriffs ›Intimität‹ bevorzugen würden:

[...] most relationship scientists prefer a more sharply defined usage – namely, to refer to the process of becoming more deeply knowledgeable about, and connected to, another person. Thus, a major focus of intimacy research concerns *self-disclosure*, or the ways in which we reveal private information about ourselves to others. (Reis & Rusbult, 2004, S. 11)

Man kann festhalten, dass ›self-disclosure‹ für die Entstehung einer Sphäre von Intimität von besonderer Bedeutung ist, wobei einerseits die fortlaufende Generierung eines vertieften Wissens der in die Beziehung involvierten Personen übereinander und andererseits die Entwicklung eines Verbundenheitsgefühls eine Rolle spielen. Laurenceau und Kleinman (2006, S. 641) stimmen damit überein, halten jedoch den Hinweis für wichtig, ›self-disclosure‹ lediglich als *eine* Komponente von intimen Beziehungen zu verstehen und nicht insgesamt mit ›Intimität‹ gleichzusetzen.

Mit ›self-disclosure‹ – auf Deutsch wohl als ›Selbstenthüllung‹ zu bezeichnen – ist ein kommunikatives, interaktionelles Handeln gemeint, bei welchem sich die Beziehungspartner_innen »gegenseitig Gefühle und Gedanken mitteilen, sich dem Gegenüber öffnen« (Scherrer, 2015, S. 142) und sowohl auf verbale als auch auf non-verbale Weise⁵ Nähe herzustellen und Verbundenheit auszudrücken versuchen. Bei Luhmann (2008) findet sich hierzu in *Liebe. Eine Übung* die folgende Aussage: »Das gesamte Erleben der Partner soll gemeinsames Erleben sein, jeder soll erzählen, was er täglich erlebt, soll seine Probleme vor dem anderen ausbreiten und sie mit ihm gemeinsam lösen« (S. 16). Reis und Rusbult (2004, S. 11) konkretisieren dies dahingehend, dass eine der zentralen Funktionen von Kommunikation in nahen sozialen Beziehungen in der Regulierung von Intimität bestehe und dass daraus resultierend entweder tatsächlich mehr Nähe hergestellt werden könne oder dass

5 Dazu halten Clark und Reis (1988) Folgendes fest: »Intimacy, [...] involves both verbal and non-verbal communication of personally relevant information and emotions« (S. 630; vgl. Regan, 2011, S. 95; Reis & Shaver, 1988, S. 367).

sich das Paar im Gegenteil zunehmend voneinander entferne. Letzteres ist bei weniger gut gelingender Kommunikation der Fall, wenn Intimität nicht in positiver Weise reguliert wird. Nach Laurenceau, Feldmann Barrett und Pietromonaco (2004) entwickelt sich Intimität in einer Beziehung prozesshaft: »intimacy develops through a dynamic process whereby an individual discloses personal information, thoughts and feelings to a partner; receives a response from the partner; and interprets that response as understanding, validating, and caring« (ebd., S. 200).⁶ Wenn man Laurenceau et al. (2004, S. 200) folgt, gehört zum Aspekt der gegenseitigen Selbstenthüllungen zusätzlich, dass »die Reaktionen des Partners oder der Partnerin auf das Offenbarte als wertschätzend und verstehend interpretiert werden« (Scherrer, 2015, S. 142). In der wissenschaftlichen psychologischen Literatur (insbesondere aus dem Bereich der ›Relationship Science‹) besteht darüber hinaus eine gewisse Einigkeit in der Hinsicht, dass ein hohes Maß an Selbstenthüllungen und reziprokem Verständnis für die Offenbarungen des Gegenübers zur Steigerung der Qualität einer Paarbeziehung beitragen (vgl. Regan, 2011, S. 94ff.). Prager (1995, S. 43, 221) differenziert diese Feststellung allerdings dahingehend, dass nicht jeder Akt von Selbstenthüllung automatisch in positiver Weise zu einer Sphäre von Intimität beitrage, insbesondere dann, wenn es sich um Aussagen handle, in denen negative Gefühle über den Partner oder die Partnerin zum Ausdruck gebracht würden.

Die Soziologin Lynn Jamieson (1998) konstatiert in ihrem Buch *Intimacy. Personal Relationships in Modern Societies* in kritischer Absicht die Vormachtstellung der oben erläuterten Form von Intimität, die sie »disclosing intimacy« (S. 158) nennt. Diese Form der Intimität werde in nahen sozialen Beziehungen in zunehmendem Maße angestrebt (vgl. ebd.):

By the closing decades of the century, the story of ›a good relationship‹ holds up one dimension of intimacy above all others, the knowing and understanding of ›disclosing intimacy‹. Stories often celebrate disclosing intimacy by depicting the damage done to the self and others by those who do not participate in this way of being intimate. (Ebd., S. 159)

Auf Jamieson Bezug nehmend hält Chambers (2013, S. 46) fest, dass es sich bei dieser dominierenden und einseitigen Bestimmung des Begriffs der Intimität, nämlich der Überbetonung des Aspekts der Selbstenthüllungen bei gleichzeitiger Vernachlässigung anderer ›intimitätsrelevanter‹ Aspekte, um ein bedeutsames strukturierendes Prinzip für gegenwärtige intime Beziehungen handle: Von den Paaren

6 Vgl. hierzu auch: Clark & Reis (1988, S. 628); Greene, Derlega & Mathews (2006, S. 416f.); Jiang & Hancock (2013, S. 557f.); Laurenceau & Kleinman (2006, S. 641f.); Merolla (2012, S. 776); Prager (1995, S. 190ff.); Regan (2011, S. 94f.); Reis et al. (2004, S. 203) und Reis & Shaver (1988, S. 375).

werde gleichsam erwartet, gegenseitiges Verständnis zu entwickeln. Und dies sei insbesondere durch reziproke emotionale Selbstenthüllungen positiver Art zu erreichen (vgl. ebd., S. 47). Das ›Normalisierungsregime‹ (vgl. Villa, 2007, S. 184) in Bezug auf nahe soziale Beziehungen hängt somit in zentraler Weise mit der hegemonialen Form der Selbstenthüllungsintimität zusammen. Jamieson (1998) verwendet in diesem Kontext den Begriff »stories« (S. 159), womit sie zum Ausdruck bringt, dass es sich dabei um in gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen weit verbreitete ›Geschichten‹ handelt, die als diskursive Formationen bezeichnet werden können.⁷ Die Autorin spezifiziert diese Feststellung, indem sie anfügt, dass sich in empirischen Untersuchungen zu (Paar-)Beziehungen aus Aussagen von Proband_innen relativ häufig auf die Bedeutung der Form der ›disclosing intimacy‹ (im Sinne von gegenseitigem ›knowing‹ und ›understanding‹ der in eine Beziehung involvierten Personen) schließen lasse. Andere Aspekte von Intimität, wie etwa gegenseitige Hilfe, praktische Fürsorge und Unterstützung, würden jedoch nicht selten als noch wichtiger erachtet (vgl. Jamieson, 1998, S. 160): »[...] in many relationships these aspects of intimacy remain more important than the dynamic of disclosing intimacy« (ebd.). Handlungen würden, wie Jamieson (1998, S. 160f.) formuliert, zuweilen mehr sagen als Worte, weshalb sie dafür plädiert, Intimität nicht fast ausschließlich auf die Wichtigkeit von Selbstenthüllungspraktiken zu reduzieren, sondern die große Spannweite und Komplexität dieses Konzepts anzuerkennen (vgl. hierzu auch Jamieson, 1999, S. 485, 490).

Als vorläufige Zusammenfassung kann an diesem Punkt festgehalten werden, dass Intimität im Kontext von Paarbeziehungen anscheinend den Kern einer ›sinnvollen‹ persönlichen Existenz in der gegenwärtigen Gesellschaft bildet (vgl. Jamieson, 1998, S. 1). Intimität ist nicht nur in der populären Ratgeberliteratur, sondern auch in verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen zu einer Art Modewort geworden, wobei damit in erster Linie eine sehr spezifische Art des gegenseitigen Kennens und Verstehens auf der Basis von fortdauernden Selbstenthüllungen – »constantly revealing your inner thoughts and feelings to each other« (ebd.) – gemeint ist (vgl. ebd.). ›Disclosing intimacy‹ wird damit zu einem Gradmesser für die Qualität einer Beziehung und ist Teil einer weit verbreiteten ›Geschichte‹ darüber, wie das private Leben gestaltet werden soll (vgl. ebd., S. 7ff.). In eine ähnliche Richtung verläuft die ebenfalls dargelegte Argumentation von Daniel Miller (2007, S. 546ff.). Dieser Autor kritisiert die normativen Tendenzen in psychologischen Forschungsbereichen, zu welchen auch die ›Relationship Science‹ und die

7 ›Public stories‹ umschreibt Jamieson (1998) wie folgt: »They are a repertoire of themes, stereotypes and judgement concerning mothering, fathering, parenting, befriending, sex, dating, marrying, loving and the like for recycling or adaptation when making sense of, justifying or glamorizing personal life. At the deeper level, public stories may be taken ›to heart‹ and profoundly shape personal identity« (S. 11).

in diesem Kontext entstanden und vertretenen Konzeptionen von Intimität gezählt werden können. Diesbezüglich stellt Miller (2007) zwei Schwerpunktsetzungen fest: Einerseits würden normative Konzepte im Sinne eines Ideals »of how relationships ought to be« (ebd., S. 547) gesetzt und andererseits werde der Fokus auf »pathologies of relationships and how one helps people overcome or extricate themselves from these« (ebd.) gelegt. Verwunderlich ist dies nach Miller (2007) nicht, da es Psycholog_innen als eine ihrer Aufgaben ansähen, die Konsequenzen von gescheiterten – und gleichsam häufig als unangemessen, lähmend oder gar als pathologisch bezeichneten – Beziehungen bearbeitbar zu machen und zu bearbeiten (vgl. ebd.; Jamieson, 1999, S. 480). Insgesamt konstatiert Miller (2007) »strong normative expectations attached to each category of relationship« (S. 548) sowie pathologisierende Tendenzen in Bezug auf alle Beziehungen, die solche »normativen Erwartungen« in irgendeiner Weise nicht erfüllen.

Neben einer Vielzahl an therapeutischen Angeboten zur psychologischen Bearbeitung von nahen sozialen Beziehungen stehen seit einiger Zeit außerdem technologische Mittel zur Verfügung, worauf Lambert (2016) unlängst in einem Artikel mit dem Titel *Bodies, Mood and Excess. Relationship Tracking and the Technicity of Intimacy* hingewiesen hat. Apps wie beispielsweise *PplKpr*⁸ oder *Couple Wise*⁹ bergen das Versprechen, Beziehungen mithilfe von großen Datenmengen (im Falle vom *PplKpr* erweitert durch die Nutzung eines Herzfrequenz-Messgeräts) zu optimieren und den Beziehungspartner_innen dadurch zu mehr Zufriedenheit und Bedürfnisbefriedung zu verhelfen: »[...] as well as producing new forms of social knowledge, relationship-tracking promises to alleviate the burdens of managing one's social life« (ebd., S. 71). Diese Möglichkeiten des ›Beziehungstrackings‹ führen nach Lambert (2016, S. 72) zu einer ›Technizität von Intimität‹, die durch eine zunehmende Verschränkung von menschlichen Akteur_innen mit technologischen Artefakten charakterisiert ist.

2.3 (Selbstenthüllungs-)Intimität im Kontext der Giddens'schen ›reinen Beziehung‹

In diesem Unterkapitel wird die soeben dargestellte Debatte um Intimität mit Anthony Giddens' (1991, 1992) Konzept der ›pure relationship‹ erweitert. Dieses Konzept enthält insbesondere den Aspekt der bereits kritisch diskutierten ›disclosing intimacy‹, wobei Intimität für Giddens (1992) in erster Linie »a matter of emotional communication, with others and with the self, in a context of interpersonal equality« (S. 130) ist. Diese Sichtweise, die sich selbst in der reflexiven bzw. zweiten Mo-

8 <http://pplkpr.com> (zuletzt abgerufen am 22. Juli 2020).

9 <https://couplewise.com> (zuletzt abgerufen am 22. Juli 2020).